

3

Dezember

2001

WIRKENDES WORT

Deutsche Sprache und Literatur in Forschung und Lehre

Sonderdruck

Wirkendes Wort 3/2001

herausgegeben von Heinz Rölleke

 **Wissenschaftlicher Verlag Trier**

Novalis kontrovers

Vier Einführungen in Leben und Werk mit unterschiedlichen Schwerpunkten und Bewertungen

Von Stefan Neuhaus

Was haben die Börse und die Literaturgeschichte gemeinsam? Beide kennen Hausse und Baisse, ebenso wie Aktien sinken oder steigen Autoren im Laufe der Zeit im Ansehen der Wissenschaft. Zu den Gewinnern der letzten Jahrzehnte zählt zweifellos Friedrich von Hardenberg, genannt Novalis, dessen Todestag sich am 25. März 2001 zum 200. Mal jährte. Novalis war seit seinem frühen Tod für viele kein Unbekannter, doch hat die Wissenschaft erst im 20. Jahrhundert begonnen, philologisch korrekte Editionen vorzulegen und den Nachlass zu erschließen – die wenigsten Werke Novalis' sind zu Lebzeiten gedruckt worden. Lange Zeit schien Novalis untrennbar mit der Frühromantik verbunden. Er galt – je nach Bewertung – als Idealist oder Träumer, als Visionär einer besseren Welt oder als Wegbereiter konservativer Revolutionen, zu denen schließlich auch der Nationalsozialismus zählte. Erst in jüngerer Zeit hat man versucht, in ihm nicht nur den Romantiker, sondern auch den Wissenschaftler zu sehen, Beziehungen zwischen Brotberuf und Schreiben festzustellen. Die Kontroverse um Novalis' Ort in Literatur- und Geistesgeschichte ist aber noch lange nicht beendet, und sie reicht in die neuesten Einführungen hinein.

Hermann Kurzke: Novalis. 2., überarb. Aufl. München: Verlag C.H. Beck, 2001 (Beck'sche Reihe 1428).

Hermann Kurzkes Büchlein im Beck-Verlag, 1988 erstveröffentlicht und in zweiter, überarbeiteter Fassung 2001 erschienen, will sich seinem Gegenstand nicht nähern, sondern ist im Gegenteil bemüht, sich den Romantiker Novalis vom Leib zu halten. Wie sehr Kurzke die Rezeption des Dichters als Priester der unendlichen Liebe gegen den Strich geht, macht die „Vorspiel“ betitelte Einleitung deutlich, wenn die traditionelle Darstellung des „Sophienerlebnisses“ so zusammengefasst wird: „Der Tod der jungen Braut Sophie von Kühn treibt Novalis vom Irdischen weg. Er will ihr nachsterben. So wird er der Dichter einer höheren, übersinnlichen Welt.“ Das hält Kurzke für „den angestrengten Tiefsinn mancher Novalis-Verehrung“ (S. 11).¹ Die Kritik an der Schaffung des „Mythos von der großen Initiation“ (S. 78) ist sicher richtig, doch bleibt Kurzke dabei nicht stehen. Für Novalis' Lebensplan, der von seinem dichterischen Programm schwer zu trennen ist, hat er oft nur Hohn und Spott übrig. „Er weiß, was er an seiner Trauer hat“, kommentiert Kurzke den Satz: „Gott erhalte mir immer diesen unbeschreiblich lieben Schmerz“ (S. 31). Novalis' oft als politische Programmschrift gelesener Text *Glauben und Liebe* wird an der Wirklichkeit gemessen und Novalis vorgeworfen, dass er seinen Worten – Lob des preußischen Königspaars, Aufforderung an die Leser, nach Berlin zu reisen und ihnen zu huldigen – nicht die notwendigen Taten hat

folgen lassen: „Man wird mit Recht fragen, wo denn die Konsequenzen der großen Töne bleiben“ (S. 47). Andererseits bestätigt Kurzke das kritische Potenzial der Schrift: „Die suggestive Apodiktik, mit der Novalis der preußischen Monarchie das Allerhöchste bescheinigt, stabilisiert die konkrete Herrschaft nicht, sondern stellt sie in Frage“ (S. 48).

Den Versuch einiger Forscher, Dichter und Wissenschaftler unter einen Hut zu bringen, büsst Kurzke kurz ab: „In seinem Beruf war er tüchtig und geschickt. Seine beruflichen Schriften sind frei von Schwärmerei. Die neuere Forschung pflegt daraus auf seinen Realitätssinn zu schließen, was wohl richtig ist, aber auf das Berufliche beschränkt werden muß“ (S. 23). Dagegen sieht Kurzke durchaus auch Positives im Dichter Novalis, allerdings fällt es angesichts der referierten Kritik nicht leicht, die Gründe dafür nachzuvollziehen. „Novalis überbietet die Intellektualität der Aufklärung, weicht vor ihr nicht einfach ins Gefühl zurück“ (S. 16), heißt es einmal kryptisch. Den „großartigen Bilderketten des bewußten Träumers und kunstvollen Märchendichters“ attestiert Kurzke „eine faszinierende Leuchtkraft“ (S. 96), was immer das heißen mag.

Die wichtigste Unterscheidungslinie verläuft für Kurzke zwischen dem frühen Werk „von höchster transzendentalphilosophischer Bewußtheit“ zu den anerkannten Hauptwerken (etwa *Die Lehrlinge zu Sais* und *Heinrich von Ofterdingen*), denen er „einen programmatischen Irrationalismus“ bescheinigt (S. 51). Novalis mache „das Denken pauschal verächtlich“, „die Theorie des Novalis“ erweise sich „als unzulänglich“ (S. 53). Erreicht werde „nicht die Steigerung, sondern die Auflösung des Ichs. Auf dem Weg der Progression sich während findet Novalis das Glück der Regression“ (S. 54). Kurzke macht Visionen von Rausch, Liebe und Tod aus (vgl. S. 84) und malt den Teufel an die Wand: „Der Romantiker muß, wenn er konsequent sein will, eine Revolution herbeisehnen von einem Ausmaß, vor dem jeder vernünftige Mensch erschrecken wird“ (S. 99). Fast bedeutungslos gegen solche schweren Geschütze sind die stilistischen Schwächen, die Kurzke festgestellt haben will. „Die Welt des Heinrich von Ofterdingen ist ewig, aber tot. Novalis schreibt hart am Rande der Langeweile [...]“ (S. 95), so lautet das eindeutige Urteil über einen Text, der als einer der herausragenden Romane deutscher Sprache gilt.

„Es gibt Novalisten, so wie es Wagnerianer gibt. Wer nicht dazugehört, steht kopfschüttelnd“ (S. 81). Hermann Kurzke hat seine Wahl getroffen. Er steht kopfschüttelnd. Vielleicht hätte er sich einen Satz, der fast am Schluss steht, als Ausgangspunkt wählen sollen, dann wäre ein anderes Buch daraus geworden: „Aber vielleicht nehmen wir alles viel zu ernst“ (S. 99).

Winfried Freund: Novalis. München: Deutscher Taschenbuch-Verlag, 2001 (dtv-portrait).

Winfried Freunds Einführung in Leben und Werk des Novalis, Anfang 2001 in der relativ neuen Reihe „dtv portrait“ erschienen, die den altherwürdigen rororo-Monographien Konkurrenz machen soll, legt den Schwerpunkt auf eine kurzweilige Darstellung des Werdegangs. Die literarischen Werke werden kurz vorgestellt, aber literarhistorisch oder interpretatorisch kaum behandelt. Freund hat viele interessante Informationen zusammengetragen und mit zahlreichen Abbildungen illustriert, dazu gibt es Kostproben

aus Novalis-Texten. Doch an manchen Stellen scheint die Distanz durch, die auch Freund gegenüber dem Romantiker Novalis einnimmt. Prüfstein ist abermals das Sophienerlebnis. „Novalis liebte mehr das Ideal seiner Liebesvorstellung als das konkrete Mädchen“, wird erläutert. „An die Stelle persönlicher Selbstsucht, von der sich Novalis befreit glaubte, trat lediglich die subtilere Form der Verliebtheit in die eigene Idee. Erfüllt von philosophischer Begeisterung, steigerte er sich in eine Liebe hinein, von der Sophie, der all dieser Überschwang zu gelten schien, nicht die leiseste Ahnung hatte und wohl auch kaum die Antriebe des intellektuell etwas überspannten jungen Mannes verstanden haben dürfte“ (S. 48f.).

Die philosophischen Grundlagen der Zeit und des Werks von Novalis versucht Freund nicht zu vermitteln, entsprechende Formulierungen bleiben sehr vage. Ein Beispiel: „Mit dem subjektiven Idealismus entwickelte Fichte in Deutschland, wo man politisch weitgehend auf alle Aktivitäten verzichtete, eine Art geistiger Revolution“ (S. 52). Was ist „eine Art geistiger Revolution“, ist das nun eine Revolution oder nicht? Gibt es ein Dazwischen? Und worin bestand diese „Art geistiger Revolution“? Philosophische Gedanken werden bei Freund nicht nachvollzogen, sondern gnadenlos an die Zeitumstände rückgebunden: „Der Verzicht auf politisch eingreifendes Handeln, wie er seit der deutschen Romantik bis weit ins 19. Jahrhundert hinein zu beobachten ist, verweist auf die realgeschichtliche Ohnmacht des Bürgers im territorialen Deutschland und auf den Fortbestand autoritärer Öffentlichkeitsstrukturen“ (S. 84f.). Doch selbst Kurzke hat Novalis zugestanden, mit *Glauben und Liebe* die traditionelle Herrschaft „in Frage“ gestellt zu haben (s.o.). Auch wenn Novalis' Werk keine herrschaftskritischen Züge tragen würde: Muss Literatur immer „auf politisch eingreifendes Handeln“ hinauslaufen oder dieses einfordern? Besonders der Literatur der Romantik wird man nicht gerecht, wenn man sie auf Aspekte politischer Wirkung reduziert. Vollends unglaublich wird die Argumentation mit folgender Feststellung: „Wenn Novalis die Revolution in Frankreich als Ausbruch von Fanatismus und Egoismus versteht, so rechtfertigt er damit sich selbst, den Verzicht auf geschichtlich eingreifendes Handeln zugunsten des reinen, immer wieder in die Utopie mündenden Denkens“ (S. 90). Eigentlich müssten auch Goethe und Schiller unter Freunds Verdikt fallen, von zahlreichen anderen Autoren abgesehen. Anachronistisch ist der Vorwurf, dass Novalis' „politischer Enthusiasmus und sein spekulatives, weltfremdes Menschenbild wenig dazu geeignet scheinen, über einen tragfähigen, demokratischen Staat ernsthaft nachzudenken“ (S. 94). Begriff und Vorstellung vom „demokratischen Staat“ sind ein Produkt des 19. und 20. Jahrhunderts. Genauso gut könnte man Novalis vorwerfen, geritten und nicht mit der Eisenbahn gefahren zu sein.

Herbert Uerlings: Novalis (Friedrich von Hardenberg). Stuttgart: Reclam, 1998 (RUB 17612, Literaturstudium).

Die von Freund ausführlich referierte Vita wird in dem bereits 1998 erschienenen Büchlein von Herbert Uerlings in einem ersten Kapitel „Leben und Schreiben“ eher knapp zusammengefasst und dann in direkten Bezug zur Entstehung der literarischen Texte gesetzt. Uerlings' Band in der Reihe „Literaturstudium“ des Reclam-Verlags legt den Schwerpunkt auf die Erschließung des Werks. Im Gegensatz zu seinen Autorenkollegen

sieht Uerlings in den „Utopien“ des Novalis eine gesellschaftspolitische Bedeutung, denn sie sind „im Sinne von Gegenbildern zu bestehenden Ordnungen“ zu verstehen (S. 27). Uerlings wendet sich dezidiert gegen das bereits von Tieck geprägte „Bild vom wirklichkeitsfernen sehnsüchtigen Träumer, dem genialen Fragmentisten, der keinen Gedanken und keine Arbeit zu Ende führen konnte“ (S. 30). Dagegen kommt Uerlings zum Befund, dass Novalis „durchaus ein Bewußtsein dieses Widerspruchs“ zwischen Ideal und Realität hatte „und sowohl den Wunsch, ihn lebensgeschichtlich zu mildern oder aufzulösen wie den, ihn als Basis der eigenen Kreativität in der Poesie zu bewahren. Es geht also um die Bereitschaft und die Fähigkeit, Intensitäten, Sehnsüchte und Erfahrungen zuzulassen, die nicht lebbar, aber für das eigene Überleben unabdingbar sind“ (S. 57). Später wird dieser Faden wieder aufgenommen und hinzugefügt: „Das [für Novalis charakteristische] unendliche Gespräch, die indirekte oder narrative Konstruktion einer Synthesis, will sie [die „Lücke“ zwischen ‚der ‚mystischen Einheit‘ und der ‚unendlichen Aufgabe‘, oder auch zwischen Ideal und Realität] nicht überdecken, sondern ist ihr Ausdruck“ (S. 175).

Mit dem Kapitel „Romantisieren“ liefert Uerlings eine fundierte Skizze von Novalis' philosophischem Denken im Kontext der zeitgenössischen Philosophie und Literatur, die in der Behandlung der einzelnen Werke in den Folgekapiteln weiter ausdifferenziert wird. Dabei ergeben sich weitreichende Erkenntnisse, etwa bei der Analyse der Schrift *Europa*: „Das große Thema ist das Mündigwerden, die Erlangung von Subjekt-autonomie“ (S. 114). Novalis knüpft an überkommene Vorstellungen von Religion und Herrschaft an, nicht um sie fortzuführen, sondern um sie zu subvertieren. Dies ist insofern gegen die Aufklärung gerichtet, als „die Ausgrenzung von Sinn-Fragen aus den Wissenschaften“ thematisiert wird, beispielsweise in der Lyrik. „Letztlich geht es dabei um die Logik von Weltbildern, um ihre Ausgrenzungsprozesse und um die Frage, ob man die Einheit der Erfahrung, die Einheit der Welt überhaupt noch verbindlich behaupten kann und soll, und wenn ja, ob dann das überlieferte christliche Modell dafür noch geeignet ist“ (S. 140).

Dennis F. Mahoney: Friedrich von Hardenberg (Novalis). Stuttgart u. Weimar: Metzler, 2001 (Sammlung Metzler 336).

Die jüngste Einführung stammt aus der Feder des US-amerikanischen Germanisten Dennis F. Mahoney. Sein Band entspricht dem üblichen hohen Standard der „Sammlung Metzler“.² Mahoney fasst nicht nur sehr detailreich die Fakten zu Leben und Werk zusammen, er zeichnet auch die – teilweise sehr kontroverse – Forschungsdiskussion exemplarisch nach und verweist bei jedem Argumentationsschritt auf die einschlägige weiterführende Literatur, die in einer vergleichsweise umfassenden Bibliographie dokumentiert ist. Durch das Erscheinungsdatum (Sept. 2001) kann Mahoney auch Forschungstitel auswerten und verzeichnen, die den anderen Autoren noch nicht zur Verfügung standen. Der Nachteil dieses dezidiert wissenschaftlichen Präsentationsverfahrens gegenüber dem Buch von Uerlings ist, dass der Lesefluss ein wenig leidet – aber man kann bekanntlich nicht alles haben.

In der nachgezeichneten Diskussion über Novalis' Romantikverständnis und, als zentralem Kern, seinem Sophienerlebnis stimmt Mahoney mit Uerlings überein. Die

„Sophien-Legende der nächsten hundert Jahre“ wird vor allem auf Tiecks Stilisierungen zurückgeführt (S. 30). Die zahlreichen Studien Novalis' in der Zeit nach Sophies Tod sind für Mahoney ein Beleg, „dass Friedrich von Hardenberg [...] mehr war als der todesstüchtige Jüngling, als der er so lange Zeit angesehen wurde“ (S. 45). Wie Uerlings setzt sich Mahoney mit der Philosophie der Spätaufklärung und Frühromantik auseinander. Novalis richtet sich nicht gegen die Aufklärung, sondern baut auf deren Erkenntnissen auf und entwickelt sie weiter: „Denn der mechanistische Blick auf die Natur war eine Entwicklung, die die Menschen von einem primitiven, ja abergläubischen Verhaftetsein an die Natur befreite“ (S. 52). Als Ergebnis der Fichte-Rezeption wird festgehalten: „Nicht in der Erklärung des Seins, sondern nur in der bildlichen Darstellung des Seins lässt sich die sonst unbegreifliche Beziehung zwischen Ich und Natur erfassen“ (S. 39). Es leuchtet ein, dass Novalis aus solchen Erkenntnissen einen poetischen Auftrag ableitet, der alles andere als weltfremd, sondern vielmehr nahe am Puls seiner Zeit ist. Er möchte einen „Prozess der Belebung und Veredelung der Natur selber in Gang setzen“ (S. 56), damit auch des Menschen als der höchsten Stufe der Schöpfung. An solchen Beispielen lässt sich erkennen, dass Novalis seinem Lehrer Schiller näher war, als man gemeinhin annimmt. Um sein Ziel zu erreichen, schreckt Novalis – so schätzt Mahoney die *Blüthenstaub*-Fragmente ein – auch vor „geistigem Sprengstoff“ nicht zurück (S. 64). Im realen Leben versuchte er nach Kräften für seine Ideale zu wirken, etwa in seinen Gutachten zur Situation der Bergleute (S. 128 u. 142).

Aus den zuletzt referierten Perspektiven erscheint Novalis plötzlich als ein eminent moderner Autor. In der Tat ist es schwer zu glauben, dass der in den Naturwissenschaften ausgebildete, diese virtuos handhabende Friedrich von Hardenberg ein ‚sehnsüchtiger Träumer‘ gewesen sein soll. Wahrscheinlicher ist doch wohl, dass Novalis keine schizophrene Persönlichkeit war, sondern dass man das Puzzle seiner Existenz anders zusammensetzen muss, um eine Einheit von naturwissenschaftlichem und philosophischem Denken zu erkennen. Ein ähnliches Problem bereitet der Literaturwissenschaft auch immer noch E.T.A. Hoffmann, bei dem die Distanz zur Philosophie der Romantik auf den ersten Blick erkennbar ist. Auch Hoffmann war ein kluger Kopf, der sich der Kluft zwischen auffindbarer und vorgestellter Welt sehr bewusst war. Uerlings und Mahoney gebührt im Kreis der hier vorgestellten Autoren das Verdienst, Beiträge zur Relektüre der Romantik geleistet zu haben, die das aus dem 19. Jahrhundert überkommene, pauschale Bild einer Ersatzreligion zumindest im Fall des Novalis als Leserprojektion entlarven.

Freunds bilderreiches Buch sei allen empfohlen, die sich in erster Linie für das Leben des Dichters interessieren, Uerlings und Mahoneys monographische Darstellungen hingegen jenen, die an einem fundierten Einstieg in das Studium des Werks interessiert sind. Dazu passen die ausführlichen Auswahlbibliographien. Die beiden Bücher sind freilich nicht identisch, jedes hat eigene Vorzüge, die hier nur angedeutet werden konnten. Kurzkes Band gehört in keine der beiden Kategorien, es handelt sich ebenso sehr um eine knappe Einführung wie um einen launigen Kommentar aus der Sicht des späten 20. oder frühen 21. Jahrhunderts. Uerlings und Mahoney vermitteln Anteilnahme an Novalis' Gedankenwelt, Kurzke und Freund gehen dazu auf Distanz. Vier Einführungen also, die unterschiedlicher kaum sein könnten. Um es mit den Worten von Mahoney zu sa-

gen: „[...] ‚der Weisheit letzter Schluss‘ zu Friedrich von Hardenberg und seinen Schriften ist lange noch nicht gesprochen“ (S. 154). Ist es nicht gerade das, was einen Autor auszeichnet und ihm dauerhafte Aktualität sichert?

Stefan Neuhaus

Anmerkungen

- ¹ Die im Text gegebenen Seitenzahlen verweisen auf die jeweils besprochene Ausgabe.
- ² Zitiert wird nach den Druckfahnen, die mir der Verlag dankenswerterweise zur Verfügung stellte.